

# 20-jähriges Gründungs Jubiläum

Ausbildungszentrum für  
Psychoanalytische Psychotherapie



# Psychoanalyse heute: Die Zukunft einer Zumutung

Dr. med. Sebastian Thrul

«Ich werde Ihnen zeigen, wie die ganze Richtung Ihrer Vorbildung und alle Ihre Denkgewohnheiten Sie unvermeidlich zu Gegnern der Psychoanalyse machen müßten und wieviel Sie in sich zu überwinden hätten, um dieser instinktiven Gegnerschaft Herr zu werden.» (Freud, 1916-17/1969, S. 41)

Beginnend mit dieser Feststellung Freuds aus den «Vorlesungen» will ich die Psychoanalyse, und insbesondere die psychoanalytische Ausbildung, als eine Zumutung beschreiben. Auch wenn über die vergangenen Jahrzehnte immer wieder andere Aspekte der «Wissenschaft vom Unbewussten» Irritationen ausgelöst haben, so lässt sich folgende Einsicht doch nicht leugnen: Dass die Psychoanalyse, wenn sie – im Sinne des Erfinders - hinreichend gut betrieben wird, immer unbequem, mühsam, jenseits des Mainstream bleibt – eben eine Zumutung. Es wird zu zeigen sein, wie sie genau aus dieser Position der «optimalen Marginalität» (Trotter, 2020) ihr generatives Potential schöpft und wie genau sie dies heute und in Zukunft tun könnte. Abschliessend möchte ich kurz darauf eingehen, wo ich das Ausbildungszentrum für psychoanalytische Psychotherapie (AZPP) positioniert sehe.

Um einen möglichen Zugang zu diesen Fragestellungen zu finden, kehre ich noch einmal zum Anfang, zu Freud, zurück:

«Mit zweien ihrer Aufstellungen beleidigt die Psychoanalyse die ganze Welt und zieht sich deren Abneigung zu; die eine davon verstößt gegen ein intellektuelles, die andere gegen ein ästhetisch-moralisches Vorurteil.» (S. 47)

Freud stellt die Psychoanalyse hier also als eine doppelte Zumutung für seine Zeitgenoss\*innen vor mehr als 100 Jahren dar. Empfinden wir das heute ähnlich? Mit dem ästhetisch-moralischen Vorurteil meint Freud den Widerstand gegen die Einsicht, dass den sexuellen Triebregungen ein zentraler Stellenwert im Seelenleben des Menschen zukommt. Auf den ersten Blick scheint diese Einsicht heute für uns keinen grossen Aufreger mehr wert zu sein. Spätestens seit '68 und der damit einhergehenden «Sexuellen Revolution» scheint es auch im öffentlichen Diskurs kaum mehr ein sexuelles Tabu zu geben. Früher als deviant angesehene Sexualpraktiken werden offen diskutiert, sexuelle und geschlechtliche Diversität wird in vermeintlich progressiven Kreisen idealisiert und insbesondere das Internet hat seinen Teil dazu beigetragen, dass junge Leute frühzeitig mit einem riesigen Angebot an leicht zugänglicher Pornographie und damit einer äusserst grafischen Sexualaufklärung in Kontakt kommen. Die zeitgenössische Psychoanalyse wirkt dagegen nahezu harmlos. Sex spielt darin schon lang keine grosse Rolle mehr, und insbesondere die salonfähigeren Kreise der Psychoanalyse haben sich auf unanstössige Positionen wie Theorien der Bindung mitsamt der beobachtenden Säuglingsforschung zurückgezogen. Aber selbst wenn die Psychoanalyse noch über Sex spricht, so regt das heute niemanden mehr auf. Wobei – lassen Sie mich einen Moment innehalten. Sex ist im öffentlichen Diskurs nur dann kein Problem, wenn zumindest offiziell alle Beteiligten ihren «consent» - so das Zauberwort unserer Zeit – dazu abgegeben haben. Dies scheint mir nun die ideale Brücke zu dem anderen von Freud angesprochenen Vorurteil seiner Zeitgenoss\*innen gegenüber der Psychoanalyse zu sein, dem sogenannten intellektuellen: Das Vorurteil des Zusammenfallens des Psychischen und des Bewusstseins, das von der psychoanalytischen Einsicht in die Zentralität des Unbewussten direkt in Frage gestellt wird. Die Brücke besteht darin, dass gerade in Fragen des sexuellen Begehrens das Ich – so die psychoanalytische Einsicht – kaum in der Lage ist, kohärent und nachhaltig festzustellen, geschweige denn zu verkünden, was sein Begehren sei. Die Sprengkraft der unbewussten Wünsche verkompliziert und durchkreuzt die eigene Willensbildung nachhaltig und entfremdet uns in einem Masse von uns selbst, dass die Rede von «consent» und, in einem weiteren Schritt, von «Identität» aus einer psychoanalytischen Perspektive immer frag- und befragungswürdig bleibt. Hier besteht nun doch nach wie vor ein deutliches Potential

zur Irritation durch die Psychoanalyse. Insbesondere in Zeiten, in denen das autonome Individuum und die Fähigkeit zur Selbstverwirklichung ein zentrales Phantasma darstellt, steht die Psychoanalyse etwas quer in der Landschaft. Durch den Fokus auf die niemals restlos greifbaren Abkömmlinge des Unbewussten verkompliziert sie die Theorie des Subjekts auf produktive Art.

Produktiv wird Psychoanalyse dadurch, dass mit ihr nicht nur eine abstrakte Theorie des Subjekts, sondern auch eine Methode zur Erkundung des Unbewussten erfunden wurde. Es ist eine grosse, wenn auch paradox anmutende Leistung der Psychoanalyse, dass sie neben die Erkenntnis der grundsätzlichen Unzugänglichkeit des Unbewussten gleichzeitig eine Methode stellt, die doch in einem begrenzten Umfang eine Annäherung an dieses Unbewusste ermöglicht. Ich habe diese unbequeme Position als den 'generativen Pessimismus' der Psychoanalyse bezeichnet und verstehe darunter eine Paradoxie, ein Spannungsverhältnis, das antreibt. Erst durch die Methode, die durch den zeitlich überdauernden und intensiven Kontakt zwischen Analytiker\*in und Analysand\*in definiert ist, erhält das Unbewusste hinreichend Auftrieb, um in der therapeutischen Beziehung erlebbar und in mühsamer Deutungsarbeit seiner Abkömmlinge punktuell begreifbar zu werden. Hier scheint mir die grösste Zumutung für den heutigen Zeitgeist zu liegen. Rose (2021) bringt das folgendermassen auf den Punkt:

"To put it at its most simple, psychoanalysis, as I see it, presents us - presents the world - with two unassailable propositions: things are harder than we would wish, and we are all weirder than we like to think we are. Both of course carve through the pretensions and iniquities of our present neoliberal world, which pretends that, if you only try and buy hard enough, perfection is on offer for all." (S. 154)

Auf einen einfachen Nenner gebracht könnten wir sagen, dass das Unbewusste alles etwas komplizierter und uns selbst uns fremder macht, als uns lieb ist. So weit, so gut. Man könnte meinen, dass dieser Befund an sich noch nicht so problematisch ist. Unter dem Paradigma der Diversität dürfen schliesslich alle möglichen Therapieformen mit deutlich abstruseren Behauptungen nebeneinander bestehen. Was nun aber die Psychoanalyse wirklich zum Dorn im Auge der Verwalter\*innen der grossen Apparate von Medizin und Krankenkassen macht, ist der Anspruch an Therapie, der aus «harder than we would wish» und «weirder than we think we are» erwächst: Dass die Psychoanalyse zum Einlösen ihres Versprechens an

Aufklärung und therapeutischer Wirksamkeit einen äusserst verlässlichen Rahmen für eine lange Zeit zur Verfügung stellt. Gegen diese materielle Zumutung für ein System, das auf äusserste Flexibilisierung und möglichst geringen Kostenaufwand ausgelegt ist, sind alle übrigen inhaltlichen Irritationen durch die Psychoanalyse inzwischen sekundär.

Was bedeutet diese Feststellung nun für Gegenwart und Zukunft der psychoanalytischen Bewegung? Wie eingangs erwähnt, so gehe ich davon aus, dass das generative Potential der Psychoanalyse aus ihrer «optimalen Marginalität» zum herrschenden Zeitgeist erwächst. Bei ihrer Erfindung schien, wie wir gesehen haben, die Zentralität der Sexualität die grösste Zumutung darzustellen. Nun scheint die sogenannte Wirtschaftlichkeit und Zweckmässigkeit der Behandlungen mit hoher Stundenfrequenz und langer Dauer der Sexualität den Rang als grösste Provokation abgelaufen zu haben. Es scheint unabdingbar, über das daraus entstehende Konfliktpotential in Ausbildung und Praxis ins Gespräch zu kommen. Den Ausbildungskandidat\*innen ist nicht damit geholfen, wenn ihnen psychoanalytische Theorien und Behandlungstechnik vermittelt wird ohne darauf hinzuweisen, dass sie bei deren Anwendung und Etablierung eines für ein solches Arbeiten förderlichen Rahmen in scharfen Konflikt mit den herrschenden Vorstellungen von Produktivität und Effektivität kommen.

Nun wird man einwenden können, dass psychoanalytisch orientierte Forscher\*innen den Fehdehandschuh ja schon längst aufgenommen und Wirksamkeitsstudien über sogenannte hochfrequente Langzeittherapien veröffentlicht haben. An der Hypermarginalisierung der Psychoanalyse hat das nur leider nichts geändert. Es ist mein Eindruck, dass wir uns endlich von der Phantasie einer tendenzlosen, unpolitischen Wissenschaftlichkeit zur Klärung der Frage, welche Art der Therapie finanziert wird, verabschieden müssen. Es liegt auf der Hand, dass Therapieformen, die unter Umgehung der Komplexität und der Subjektivität des Individuums rein auf erhöhte Funktionalität abzielen den Krankenkassen lieber sind als die sperrige Psychoanalyse.

Je eher wir annehmen, dass Entscheidungen der Finanzierung bestimmter Rahmenbedingungen und Therapieformen mindestens ebenso sehr von politischen und ideologischen Überzeugungen abhängen wie von wissenschaftlichen Erwägungen, desto besser können wir öffentlich intervenieren. Es braucht aus dieser Perspektive neben Wirksamkeitsstudien dringend den vermehrten Versuch,

Bündnispartner\*innen zu finden, die sich öffentlich und politisch für die Förderung adäquater Rahmenbedingungen für psychoanalytische Arbeit einsetzen. Koalitionen liessen sich dabei sowohl mit politischen, wie auch mit kulturellen Akteur\*innen schliessen. Wir sollten versuchen, der psychoanalytischen Stimme vermehrt nicht nur in Fachzeitschriften, sondern auch in sogenannten populärwissenschaftlichen oder kulturellen Medien Gehör zu verschaffen. Selbst an der neoliberal zugerichteten Universität gibt es nach wie vor hier und da Offenheit für psychoanalytische Ansätze.

Besonders wichtig scheint mir bei allen diesen möglichen Kontaktpunkten, dass sie über den Austausch über rein theoretische Inhalte hinausgehen. Ansonsten verkommen psychoanalytische Ideen zu interessanten Fundstücken auf dem Jahrmarkt der Diversität. So gilt es auf meiner Sicht immer auch zu betonen, dass der grösste und vielleicht wichtigste Teil unserer Theorien in analytischen Behandlungen mit drei bis fünf Stunden pro Woche im liegenden Setting entstanden ist. Diese Theorien werden gerne von Therapeut\*innen und Kulturtheoretiker\*innen jedweder Provenienz genutzt, ohne den Rahmen ihrer Entstehung hinreichend zu würdigen. Die Zumutung, dass Psychoanalyse für viele schwer leidende Menschen die Methode der Wahl darstellt, indem sie hinreichenden Halt in einer verständnisvollen und zugewandten Beziehung bietet, werden wir der Öffentlichkeit nicht ersparen können. Ihr Wirksamkeitsversprechen kann sie insbesondere gegenüber schwer leidenden und beeinträchtigten Menschen nur einlösen, wenn sie als Kassenleistung im entsprechenden Rahmen zur Verfügung gestellt wird.

Ich meine, genau in diesem konflikthaften Kontakt mit dem Zeitgeist ist die Psychoanalyse zu Hause. Sie kann ihr Heil weder in der Flucht aus dem öffentlichen medizinischen Versorgungssystem suchen und die reine Lehre der fünfständigen Behandlung auf der Couch in Eigenfinanzierung vertreten, noch sollte sie dem Zeitgeist der Flexibilisierung das Wort reden und sich selbst «entschärfen», indem psychoanalytische Theorien lediglich in niederfrequenten Behandlungen im Sitzen mitgedacht werden. Sie wird in keiner der beiden Polaritäten gedeihen. Im besten Sinne subversiv bleibt Psychoanalyse da, wo sie im kritischen Dialog mit dem Zeitgeist genau an dem Punkt bleibt, an dem es wehtut, dem kulturellen «point of urgency». Dieser Punkt ist aus meiner Sicht heute die Diskussion über den stabilen materiellen Rahmen gelingender psychotherapeutischer Arbeit. Konflikte über therapeutische Vielfalt und Differenz scheinen so lange harmlos zu bleiben, wie sie den Ablauf der gut geölten Maschinerie der Wirtschaft nicht

beeinträchtigen. Aber wehe jemand wagt, die materiellen Implikationen einer psychoanalytischen Haltung transparent zu machen. Da wird man heute in psychiatrischen Institutionen und bei den Krankenkassen ganz schnell auf massive Widerstände stossen, die es anzugehen gilt.

Ich schreibe hier die ganze Zeit von «der Psychoanalyse», dabei ist dies ja die Festschrift für das Ausbildungszentrum für psychoanalytische Psychotherapie. Rede ich also am Thema vorbei? Ich hoffe nicht. Niemand weiss ja so genau, was das eigentlich sein soll, die «psychoanalytische Psychotherapie». Der Begriff scheint doch - im Umkehrschluss - irgendwie nahezuliegen, dass die Psychoanalyse selbst irgendetwas Anderes als Psychotherapie sei. Das stimmt natürlich nicht. Seit ihrer Entstehung ist die Psychoanalyse eine Psychotherapie und ist als sogenannte «angewandte Psychoanalyse» in ausserklinischen Kontexten durch die Geschichte der Entstehung ihrer Theorien mit ihrem psychotherapeutischen Fundament verbunden.

Ich meine allerdings, durch das etwas unheimliche Wortkonstrukt Psychoanalytische Psychotherapie wird bereits die «optimale Marginalität» des AZPP repräsentiert. Psychotherapie ist doch etwas, was sich jede psychiatrische Institution gern auf die Fahnen schreibt, und das AZPP hat ja immerhin zwei davon im Kreis seiner Träger\*innen. Ausserdem ist die Psychotherapie sogar Teil des Facharztitels. Das AZPP ist also nahe am medizinisch-psychiatrischen Apparat, hier wird Psychotherapie nach allen Regeln der Kunst gelehrt und gelernt, man ist zertifiziert, also nah genug am Zeitgeist. Alles in bester Ordnung also? Zum Glück steht ja vor der Psychotherapie noch das Psychoanalytische, und macht den ganzen schönen Schein der Anpassung an das bestehende System von vornherein zunichte. Mit dem Psychoanalytischen tritt das Unbewusste in den Raum, mit all seiner Unabschliessbarkeit. Und damit taucht auch die merkwürdige Methode auf, die es braucht, um der Abkömmlinge dieses Unbewussten zumindest teilweise und punktuell habhaft zu werden – bevor sie einem dann wieder entgleiten und sich am nächsten Tag, in der nächsten Behandlungsstunde alles wieder ganz anders darstellt. Und das geht eine ganze Zeit so, bis man viele Aspekte des psychiatrischen Apparats mal im Blick hatte, sich hoffentlich besser kennt und mehr Entscheidungsspielraum gewonnen hat.

# Wie gut, dass das Psychoanalytische im Namen des AZPP fest verankert ist!

Mir ist völlig klar, dass es wichtig ist, über Zertifizierung und im Kontakt mit der Psychiatrie und den Krankenkassen Teil an der Versorgung und einen Zugang zu den grossen Geldtöpfen zu haben. Trotzdem gilt es, in Ausbildung und öffentlichen Verlautbarungen kritisch zu bleiben und immer und immer wieder darauf hinzuweisen, dass alle psychoanalytische Theorie nichts nutzt, wenn man nicht den entsprechenden Rahmen zur Entfaltung der Methode und damit der Abkömmlinge des Unbewussten etablieren kann. Dafür gilt es heute wie morgen wie übermorgen zu streiten. In diesem Sinne wünsche ich dem AZPP auch in Zukunft einen guten Kampfgeist und ein unbequemes Verharren in der «optimalen Marginalität»!

## Endnoten und Literaturverzeichnis

- Freud, S. (1916-17/1969). *Studienausgabe Bd. I: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse und Neue Folgen (5. Auflage)*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.
- Rose, J. (2021). *On Violence And On Violence Against Women*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Trotter, A. M. (2020). *Psychoanalysis as a Subversive Phenomenon: Social Change, Virtue Ethics, and Analytic Theory*. Lanham: Lexington Books.